

Ein wenig überpointiert gesprochen: wir haben mit der Habilitationsschrift von Wolfgang Heinrichs (auf dem Einband steht Wolfgang E. Heinrichs; auch das Wort „Protestantismus“ ist dort verdrückt) eine überdimensionale Zeitschriftenschau vor uns. Ungeachtet ihres hohen Theorieanspruchs kippt die Untersuchung nach rasantem Anlauf alsbald in eine pressegeschichtliche Studie um, ohne den hier üblichen Methoden Rechnung tragen zu können. Untersucht werden – sortiert nach den Kategorien konservativ, mittelparteilich, liberal-protestantische Presseorgane, die der Vf. als „Führungsorgane“ deklariert hat: „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“, „Reformirte Kirchenzeitung“, „Reformirtes Wochenblatt“, „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“, „Die Reformation“, „Neue Evangelische Kirchenzeitung“, „Licht und Leben“, „Deutsche Evangelische Blätter“, „Protestantische Kirchenzeitung“, „Deutsches Protestantentblatt“, „Die Christliche Welt“ (32–483). Hinzugefügt hat er seinen Analysen das Kapitel „Die Judenmission als Indikator für den Wandel und die Zwiespältigkeit des protestantischen Judenbildes“ (484–594) und das Kapitel „Das Judenbild in ausgewählten kirchlichen Haus- und Heimzeitschriften“ (595–680). Eine zusammenfassende Betrachtung über Judenbilder des Protestantismus und die Moderne“ (681–695), ein Bildteil („Abbildungen von Juden in protestantischen Zeitschriften“) und der technische Apparat runden das Tableau ab.

Der Vf. ist darum bemüht, die Kontinuität und den Wandel von Judenbildern zu analysieren. Er trägt diese Perspektive an die fünfzig Jahre des Deutschen Kaiserreichs heran, will sie aber auch im weiteren Horizont der Geschichte des Bürgertums sehen. Soweit er in den Urteilen über die Juden ein epochen- und gruppenspezifisches Phänomen des Deutschen Kaiserreichs erblickt, folgt er Shulamit Volkov. Die israelische Forscherin steht den Thesen von der Allpräsenz und stufenweisen historischen Akkumulation der Judenfeindschaft skeptisch gegenüber. Sofern der Vf. gleichwohl eine epochenübergreifende Sichtweise pflegt, verwischt er die Konturen einer zeit- und gruppenspezifischen Analyse. Hier scheint ein Grund dafür zu liegen, daß der hohe Material- und Argumentationsaufwand immer wieder in bekannte, insofern „banale“ Thesen einmündet. Ein resümierendes (Teil-)Kapitel heißt: „Die Gemeinsamkeiten aller Juden-

bilder als Verschlüsselungen der Kritik an der Moderne“ (693 ff.). Die „Judenbilder“ werden als Krisenphänomene einer unbewältigten oder verbesserungsbedürftigen Moderne bewertet. Die Krisen- und Verschlüsselungstheorie gehört seit den 1970er Jahren – man denke an die Arbeiten Rürups – zum Bestand der Forschung. Ihre Darlegung anhand großer Materialmengen im Sinne des quod erat demonstrandum mag nützlich sein. Andere Wirklichkeiten, die nicht in die gesellschaftsstrukturelle bzw. funktionale Deutung des Judenbildes passen, werden vom Vf. registriert, kommen aber nicht weiter zur Geltung. „Der Protestantismus kann das Judenbild sowohl als Fratze als auch als edles Antlitz zeichnen, den Juden als Verderber und gleichzeitig als Retter der Menschheit sehen.“ Ausschließliche Judenfeindschaft sei „äußerst selten“ (695).

Der umfangreiche Text mitsamt seinen gelegentlich ausufernden Fußnoten bereichert die noch immer stark defizitäre Forschung zum Verhältnis von Protestantismus und Judentum im bismarckisch-wilhelminischen Reich. Der Vf. ist Pastor im Bund Freier evangelischer Gemeinden und Nachfahre deutscher Juden. Er weiß sich „über das sonst übliche Maß hinaus persönlich betroffen über die zu Tage geförderten Ergebnisse“ (S. XII). Die große Standardmonographie zum Thema haben wir nicht vor uns. Theoriedesign und kleinteilige Empirie generierten nur zum Teil neue Erkenntnisse. Die Zahl der Errata hält sich in Anbetracht des Textumfangs in akzeptablen Grenzen. Obwohl die Studie nicht regionalgeschichtlich angelegt ist, entschlossen sich die Herausgeber der „Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte“ zu ihrer Drucklegung – nicht zuletzt wegen des besonderen Engagements der rheinischen Landeskirche bei der Versöhnung von Juden und Christen.

Leipzig

Kurt Nowak (†)

Schnoor, Frank: *Mathilde Ludendorff und das Christentum. Eine radikale völkische Position in der Zeit der Weimarer Republik und des NS-Staates* (= Deutsche Hochschulschriften 1192), Egelsbach / Frankfurt a.M./München/New York (Hänsel – Hohenhausen) 2001, 349 S., kt., ISBN 3-8267-11920.

Die völkisch-religiösen Gruppierungen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jh.s lagen jahrelang im Abseits des geschichtlichen Interesses. Zu abstrus und zu rand-

ständig muteten die Ideen und Personen an, die sich mit ihnen verbanden. Einen Schlußstrich unter dieses Kapitel historiographischer Vergleichsgültigkeit zog das von Uwe Puschner und weiteren Autoren herausgegebene „Handbuch zur ‚Völkischen Bewegung‘ 1871–1918“ (München u.a. 1996; ²1999). Der Sammelband lenkte die Aufmerksamkeit auf jene völkischen Bewegungen, die durch ihr umfangreiches Schrifttum ihrem Anliegen Gehör zu verschaffen suchten und durch Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften ihr organisatorisches Netzwerk stärkten. In dieser Umgebung sah man in den 1920er Jahren auch Erich Ludendorff, den gefeierten General des Ersten Weltkrieges, der mittlerweile ein Intimus des Parteiführers Hitler geworden war. Im „Handbuch zur Völkischen Bewegung‘ 1871–1918“ werden er und seine Ehefrau Dr. med. Mathilde Ludendorff (geb. Spieß, verw. von Kemnitz, gesch. Kleine) nur kurz erwähnt (39). Das will nichts weiter besagen. Die Vielfalt der völkisch-religiösen Bewegung machte ihre vollständige Erfassung im „Handbuch“ unmöglich.

Nunmehr liegt zu Mathilde Ludendorff die von Gottfried Maron betreute Kieler Dissertation Frank Schnoors vor. In fünf Kapiteln unterrichtet der Vf. über folgende Themen: 1. Leben. 2. Weltanschauung. 3. Polemische Schriften gegen Bibel und Kirche. 4. Anhänger. 5. Reaktionen der kirchlich-christlichen Gegenseite. Ein darstellerisches Spezialproblem ergab sich daraus, daß das Ehepaar Ludendorff in permanenter Opposition zum Staat verharrte, gleichviel, ob Weimarer Republik oder NS-Staat. In den Jahren 1933–1936 war Ludendorffs Organisation verboten. Ihren Kern bildeten Anhänger von den Schlachtfeldern des Krieges, die mit dem kaiserlichen General nun auch die Weltanschauungsprodukte seiner Ehefrau in Kauf zu nehmen hatten. Interne Richtungskämpfe waren unvermeidbar. „Erich Ludendorff blieb bis zu seinem Tod – und in gewisser Weise darüber hinaus – die eigentliche Integrationsfigur der Ludendorff-Bewegung. Mathilde Ludendorff erlangte ihre Bedeutung im Anhängerkreis über die Verbindung zu ihrem Mann mittels der Konstruktion vom ‚Hause Ludendorff‘ als der personifizierten Einheit des Ehepaares. Durch diese Konstruktion partizipierte sie – je länger desto mehr – an der Überhöhung seiner Person. Die Aufgabenverteilung blieb bis zu seinem Ableben jedoch stets die, dass Mathilde Ludendorff als Ideengeberin

fungierte, während die praktische Organisation und Leitung der Anhängerschaft durch Erich Ludendorff geschah“ (273).

Der Vf. konnte sich bei seinem Vorhaben auf ein breites archivalisches Fundament stützen: auf das Archiv des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim, auf das Evangelische Zentralarchiv in Berlin, das Bundesarchiv Koblenz, verschiedene landeskirchliche Archive, dazu noch auf Aktenstücke römisch-katholischer Provenienz. Reichlich standen überdies die „Schriften Mathilde Ludendorffs“ (325–330) und die „Schriften aus dem Kreis ihrer Anhänger (330–333) zur Verfügung. Die Ludendorff-Bewegung, am 5./6. September 1925 im Rahmen einer Gedenkfeier von völkischen Wehrverbänden an die Schlachten von Sedan und Tannenberg in Kelheim und Regensburg als „Tannenbergbund“ gegründet („Arbeitsgemeinschaft völkischer Frontkrieger- und Jugendbünde“), war ein eingeschriebener Verein mit Sitz in Rostock. Er erstrebte, wie es in den ersten „Satzungen“ hieß, „die Zusammenfassung aller zur völkischen Weltanschauung sich bekennenden Frontkrieger- und Jugendbände zur erzieherischen Vorarbeit in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung für eine Deutsche und Deutschgeführte Volksgemeinschaft“ (317 = Satzung, § 2). Die Militarisierung des Völkischen und die völkische Kontaminierung der Religion mit samt seiner selbsternannten Prophetin und dem in symbolischen Waffen klirrenden General scheint im „Hause Ludendorff“ einen anderwärts nicht wieder gewonnenen Höhepunkt erreicht zu haben. Gut informiert über die Ludendorff-Bewegung waren die Spezialisten der „Apo-logetischen Centrale“ und des „Evangelischen Preßverbands“, während der Kenntnisstand der Pfarrerschaft, der Kirchenleitungen und der Gemeinden zu wünschen übrig ließ (314). In den Kirchengemeinden wirkte die „Deutsche Gotteserkenntnis“ Mathilde Ludendorffs durchaus verunsichernd.

In zeithistorischer Perspektive interessieren in erster Linie die intersubjektiven Momente, die Mathilde Ludendorff zur erbitterten Feindin von Christentum und Kirche werden ließen. Der Vf. begnügt sich mit dem Privaten und Autobiographischen nicht. Er erschließt hinter dem privaten Vordergrund weitreichende weltanschauliche Konstellationen. Warum ließ sich Mathilde Ludendorff mit Adolf von Kemnitz 1904 nur standesamtlich trauen? Wie stichhaltig war die Begründung ihres Kirchenaustritts 1906 mit den

Gewissenskrupeln ihrer Schwangerschaft (132)? Der Autor identifiziert Mathilde Ludendorffs religiöse Sozialisation als „geprägt ... durch ein Spannungsfeld zwischen einerseits ‚evangelisch-liberaler‘ Familie und andererseits eher ‚orthodox-erwecklich‘ ausgerichteter weiterer Verwandtschaft und Schule“ (132). Der Abwendung vom Christentum folgte nicht eine Wende zum Atheismus oder Materialismus, vielmehr eine „Synthese“. In ihr fielen naturwissenschaftliche Erkenntnisse der Zeit um 1900 und eine insgesamt vage bleibende Gottesvorstellung ineinander. Insofern werden die Ärztin und der General zum individuellen Beispielfall für den Weltbildwandel an der Wende des 19./20. Jh.s. Er geht in Kategorien der Politik nicht auf und vermag manche Spannung zwischen dem „Haus Ludendorff“ und dem Alltag der Politik erklären. Auf die Beigabe eines Personenregisters hat der Vf. dieser übersichtlichen und informationsgesättigten Studie leider verzichtet.

Leipzig

Kurt Nowak (†)

Kerner, Elmar (Bearb.): *Ebinger Kriegschronik. Die Aufzeichnungen von Landpfarrer Johann Wölfel (1863–1929)*, Bamberg (Archiv des Erzbistums) 1999, 144 S., sw./farb. Abb., Ln. m. farb. Schutzumschlag, ISBN 3-00-005213-5.

Von der Lektüre solch einer Dorfchronik ist u.U. mehr für die ‚Pastoraltheologie‘ zu lernen als vermutet: katholischer Pfarrer und Gemeinde im Zusammenspiel von Religion, Denkungsart, Brauch, Sitte und Tradition oft quer zum Lehrbuch, das vermag die „Ebinger Kriegschronik“ 1917–1920 zu vermitteln. Strenges auch pädagogisches Handeln des Ortsgeistlichen, kleiner Leute Kind und nie über das Bistum Bamberg hinausgekommen, übt nicht nur auf die Gemeinde einen freilich bröckelnden Einfluß aus. Jene Strenge hat vermutlich auch die Unbeugsamkeit des Neffen des Vf., Hans Wölfel, grundgelegt. Ihm brachte die Anklage der Wehrkraftzersetzung das am 3.7.1944 vollstreckte Todesurteil ein (s. Helmut Moll [Hrg.]: *Zeugen für Christus*, Paderborn 1999, 87–90).

Ein ungeschönter, ungeschliffener, nicht gefeilter Text – gewiß nie zur Veröffentlichung gedacht (welcher Geistliche würde öffentlich einem Plakatverfasser das Rasiermesser an der Gurgel wünschen! [113]). Der Bamberger Diözesanarchivleiter Josef Urban umreißt kundig

die Forschungslage dieses Textgenus. Krieg, Hunger, Stadt-Land, Feste, Lebensmittel- und Heirats-‘Politik‘ (Empörung, wenn kriegsuntaugliche Männer, gar aus der Fremde, die besten Bräute ‚wegschnappen‘), beklagtes Ende der geistlichen Schulaufsicht: viele sprechende Beobachtungen ergeben dann doch so etwas wie ein Ensemble.

Ein gut kommentierter und belegter, auch nobel ausgestatteter Band mit vielen identifizierten Illustrationen. (Sinnstellend ist mir nur der Fehler S. 113 aufgefallen: „Schreiber dieses [Plakates] ...“ muß ersetzt werden durch „Schreiber dieses [sc. Johannes Wölfel] ...“, wie der Zusammenhang eindeutig erweist). – In dem eingangs umrissenen Sinn kann dies Buch eine interessante Aufgabe erfüllen.

Erlangen

Dietrich Blaufuß

Amburger, Erik: *Die Pastoren der evangelischen Kirchen Rußlands vom Ende des 16. Jh.s bis 1937*. Ein biographisches Lexikon, Erlangen (Martin-Luther-Verlag) 1998, III, 557 S., geb., ISBN 3-87513-110-X.

Osteuropahistorikern ist Erik Amburger (= A.), emeritierter Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Gießen, vor allem durch Monographien wie „Geschichte der Behördenorganisation Rußlands von Peter I. bis 1917“ (Leiden 1966); „Die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für die Wirtschaft Rußlands vom 15. bis 19. Jahrhundert“ (Wiesbaden 1968); „Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland“ (Wiesbaden 1982) u.a. bekannt. Sein Interesse an „ausländischen Fachkräften“ in Rußland ist biographischer Natur: Auch die Vorfahren des 1907 geborenen und bei Gießen lebenden Petersburger Deutschen A. sind einst als ausländische Fachkräfte nach Rußland gelangt.

A. folgt bis heute stets auch Interessen, die man keineswegs der russischen Wirtschaftsgeschichte und Behörden-geschichte zuordnen kann. Dem von Haus aus Reformierten war die Kirchengeschichte Rußlands, insbesondere die des Protestantismus, stets ein besonderes Anliegen. Neben vielen kleineren Arbeiten gilt seine „Geschichte des Protestantismus in Rußland“ (Stuttgart, Evangelische Verlagsanstalt, 1961) bis heute als unverzichtbares Standardwerk, das man mit Gewinn benutzt, obgleich in der Zwischenzeit zahlreiche Arbeiten zum Protestantismus in Ruß-